Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 290. Berlin, Montag, den 11. Juni 1894. XXIII. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Von

Arthur Levysohn.

Während sich im übrigen Europa die öffentliche Erörterung zum großen Theil um das Sein oder Nichtsein vergangener, gegenwärtiger oder zukünftiger Ministerien dreht, waren es in unserem Vaterlande hauptsächlich zwei große Enqueten, die, von den Regierungen berufen, die Aufmerksamkeit des politischen Publikums fast ausschließlich mit Beschlag belegten. Die von der preußischen Regierung berufene Agrarkonferenz hat trotz des guten Willens, den der Landwirthschafts-Minister v. Heyden so dringlich bekundete, ein greifbares Ergebniß nicht geliefert. Zwar fehlte es nicht an kühnen Phantasien, welche mit der Ueberzeugungskraft, die gewissen Sehern inne zu wohnen pflegt, an die Wirkung eines Allheilmittels glauben zu machen suchten, eines Allheilmittels, mit dessen Hilfe alle wirklichen und eingebildeten Gebreste der Landwirthschaft wie mit einem Zauberschlage aus der Welt geschafft zu werden vermöchten. Aber vor einer nähern Prüfung hielten alle diese schönen Projekte und Vorschläge nicht Stand, und so mußte denn der Minister die zusammenberufenen Fachleute mit der wenig tröstlichen Versicherung entlassen, daß das Endresultat dieser Berathungen eine große O geblieben sei.

Nicht besser erging es der von den verbündeten Regierungen des Reichs neu berufenen Silberkonferenz, in deren Schooße alle Autoritäten, die dort das Wort ergriffen, außer Stande blieben, einen gangbaren Weg anzuzeigen, auf dem ein Ausgleich für den schwankenden Werth des weißen Metalls gegenüber der Stabilität des Goldes hätte gefunden werden können. Beide Untersuchungskommissionen waren ins Werk gesetzt worden, um den zürnenden Agrariern zu beweisen, daß es nicht an der Regierung liege, wenn die staatliche Hilfe, die sie ersehnen, ungeleistet bleiben müsse. Wenn unsere Regierenden sich indeß der Hoffnung hingegeben haben sollten, daß die Bezeugung ihres guten Willens hinreichen werde, um ihnen eine billigere Beurtheilung von seiten der Agrarier zu sichern, so werden sie sich in dieser Erwartung schlechterdings getäuscht sehen. Wie sehr auch Herr v. Heyden und Graf Posadowsky die Ergebnißlosigkeit der beiden Enqueten mit freundlichen Worten verbrämen mochten — „der Andre hört aus Allem nur das Nein!" Und so stehen wir denn nach den beiden Enqueten genau an derselben Stelle wie vor ihrer Eröffnung. Der Groll der Agrarier ist in keiner Weise beschwichtigt, während die Unmöglichkeit der Staatshilfe auf dem von ihnen vorgeschlagenen Wege sich noch drastischer herausgestellt hat als je vorher. Bemerkenswerth war freilich, daß auf der „Allgemeinen Deutschen Landwirthschaftsausstellung", welche in Berlin eben jetzt abgehalten wurde, in seiner Eröffnungsrede Prinz Heinrich von Preußen, ohne eine gewisse Nothlage der Landwirthschaft zu leugnen, doch mit deutlichen Worten auf die Kraft hingewiesen, welche in der Selbsthilfe auch für die Landwirthschaft liege — eine Andeutung, die dann vom Landwirthschaftsminister, trotz der Sympathien, die er für die Standesgenossen, aus denen er selbst hervorgegangen, empfinden muß, noch schärfer betont worden ist.

Dieselbe Ergebnißlosigkeit, wie sie bei diesen beiden Enqueten sich herausgestellt, trat in Württemberg bei der gesetzgeberischen Arbeit in die Erscheinung. Dort hatte das Ministerium Mittnacht der Volksvertretung eine Art von Verfassungsrevision unterbreitet, die in der Reform der ersten Kammer gipfeln sollte. Allein dieses Reformwerk fand eine so abfällige Beurtheilung in fast allen Kreisen der politischen Bevölkerung des Landes wie im Landtage selbst, daß sich Herr v. Mittnacht schließlich bewogen fühlte, die ganze Vorlage einfach zurückzulegen — ein Vorgang, der, da Württemberg kein parlamentarisch regiertes Land ist, einen Ministerwechsel nicht nach sich zu ziehen brauchte.

Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse in Ungarn und Italien, wo seit mehr denn acht Tagen eine offene Ministerkrisis die Gemüther in Athem hält. Was Ungarn anbetrifft, so hatte das Ministerium Wekerle seine Entlassung gegeben, nachdem der König sich geweigert, dem Kabinet einen ausreichenden Pairsschub zuzugestehen, mit dessen Hilfe der Widerstand der Magnatentafel gegen das Civilehegesetz, um dessen Zustandekommen sich der ganze Konflikt drehte, hätte gebrochen werden können. Der Monarch hatte sich gegen den sonst üblichen parlamentarischen Brauch ohne Befragung des demissionirenden Ministerpräsidenten an den Banus von Kroatien, Grafen Khuen-Hedervary, mit dem Auftrage gewandt, ein neues Ministerium aus der liberalen Majorität des ungarischen Abgeordnetenhauses zu bilden. Dieser Auftrag erwies sich alsbald als unausführbar, denn die liberale Partei des Pester Unterhauses wollte sich einen ihr fremden, wenn auch gesinnungsverwandten Führer selbst durch die Krone nicht oktroyiren lassen. So verschwand denn nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, ein Ministerium zusammenzubringen, Graf Khuen-Hedervary von der Bildfläche, um nach Agram auf seinen Posten zurückzukehren. Inzwischen hatte die Krisis ihre Bedeutung vollständig verändert. Sie war ausgebrochen des Civilehegesetzes wegen, und sie nahm plötzlich den Charakter eines Kampfes zwischen den Privilegien der Krone und den Rechten der Volksvertretung an. König Franz Joseph entschloß sich abermals, auf Herrn Wekerle, den eben zurückgetretenen Kabinetschef, zurückzugreifen. In diesem Appell an den guten Willen des Führers der liberalen Partei lag unausgesprochen das Eingeständniß einer Niederlage der Krone oder doch wenigstens jener Rathgeber des Hofes, welche die Episode Khuen-Hedervary herbeigeführt. Um nun dieser Niederlage die peinlichste Bitterkeit zu benehmen, steifte sich die Krone darauf, daß der Wiedereintritt des Ministeriums Wekerle von ihr nur gutgeheißen werden würde, wenn der den Hofkreisen am wenigsten genehme Justizminister Szilagyi, der eigentliche Urheber des Civilehegesetzentwurfes, von der neuen Kombination ausgeschlossen bliebe. Damit war der liberalen Partei des Unterhauses ein sehr unbequemes Dilemma gestellt. Verzichtete sie auf die weitere ministerielle Thätigkeit Szilagyis, so entfremdete sie sich dessen Unterstützung, oder aber selbst wenn ihr dieselbe nicht versagt wurde, legte sie doch den Keim zu einer Spaltung ihrer eigenen Reihen. In der That hätten die vorgeschrittenen Elemente innerhalb der liberalen Partei dem Minister Wekerle eine solche Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Krone schwerlich verzeihen, und seine Einmüthigkeit, durch welche allein der ungarische Liberalismus den Wiener Hofkreisen bisher zu imponiren vermocht hatte, wäre dahin gewesen. Auf der anderen Seite gab es genug Politiker unter den Liberalen, welche dieser Personenfrage keine so große Wichtigkeit beimessen wollten, so lange es sich darum handle, eine prinzipiell wichtige Vorlage wie die Einführung der Civilehe unter Mitwirkung der Krone zum Gesetz zu erheben. Tage lang wurde hin und her verhandelt. Der Monarch hatte sich selbst nach Budapest begeben, um durch seine persönliche Anwesenheit die Besprechungen zu erleichtern. Allein diese gute Absicht blieb länger unerfüllt, als man hatte annehmen wollen, und der Ausweg, auf den man einen Augenblick lang verfiel, ein Uebergangsministerium aus den Reihen der Liberalen unter dem Vorsitz des Präsidenten des Unterhauses, Baron Banffy, zu bilden, stieß auf so große Schwierigkeiten, daß man darauf verzichten mußte.

In zweiter Stunde gleichsam kam dann die Lösung; als der Souverän sich entschloß, selbst den Anschein einer persönlichen Niederlage auf sich zu nehmen und in den Wiedereintritt des vorher von ihm verpönten Szilagyi in das neukonstruirte Kabinet Wekerle zu willigen. Dieser Entschluß wurde ihm erleichtert durch eine Erklärung der liberalen Partei, in welcher dieselbe ausdrücklich das unbeschränkte Recht der Krone auf die Wahl der Minister anerkannte. So kam es denn zum Kompromiß, in welchem thatsächlich der König sich der Parlamentsmehrheit fügte, während diese Letztere im Prinzip sich den Privilegien des Monarchen willig beugte. So ist denn die Personenfrage geordnet, und nun tritt das ursprüngliche Problem wieder in sein Recht, wie das Oberhaus für die Civilehe zu gewinnen sei. Dieser Punkt liegt noch ganz im Dunkel, und in Bezug hierauf ist Alles wieder von vorn anzufangen.

Ohne Zweifel stehen in Ungarn große Dinge auf dem Spiele. Es wäre bedenklich, wenn die unverantwortlichen Rathgeber der Krone, die den Thron umdrängen, den Monarchen Angesichts der Unlenksamkeit der magyarischen Politik schließlich einem Frontwechsel geneigt machten, der nur zu Gunsten der slavischen Bevölkerungen innerhalb der Grenzen der Länder der Stefanskrone durchgeführt zu werden vermöchte. Diese slavischen Völkerschaften, welche in dem „dreieinigen" Königreich Ungarn, Slavonien und Kroatien die Mehrheit bilden, wären sehr wohl im Stande, wenn ihnen die Hofgunst lächelte, Zustände ähnlicher Natur hervorzurufen, wie sie zum Nachtheil des Gesammtstaates bereits in Böhmen herrschen, wo die Tschechen versuchen, die Deutschen aus der vorwaltenden Stellung zu verdrängen, welche sie Jahrhunderte lang unbestritten in dem Ländergebiete der Wenzelskrone inne gehabt. Käme es also nicht zu einer angemessenen Verständigung zwischen Ober- und Unterhaus in Ungarn, so träte eine Annäherung des Königs nicht nur an die bisher konservativ-klerikale Opposition in Sicht, sondern es wäre auch die Möglichkeit einer Wiederholung jener Politik gegeben, die im Jahre 1848 den slavischgesinnten Banus von Kroatien, Baron Jellachich, zum Kampfe gegen die ungarische Vorherrschaft getrieben und ihn gleichzeitig zu einem Helfershelfer der Wiener Camarilla gemacht hat.

Derartige Experimente müßten um so unheilvoller erscheinen, je weniger die Zustände auf der Balkanalbinsel in diesem Augenblick die Gewähr dafür bieten, daß die dort geschaffenen Staatswesen sich zu einer selbstständigen unabhängigen Politik durchringen. Der Staatsstreich in Belgrad und der Sturz Stambulows in Sofia sind beides Ereignisse, deren Tragweite dadurch nicht geringer wird, daß man sich offiziös anstrengt, ihnen nur eine innerpolitische Bedeutung beizulegen. Zwar haben die Serben sowohl wie die Bulgaren beide Vorgänge mit relativer Zurückhaltung auf sich wirken lassen. Der Sturz Stambulows namentlich, von dem man in vielen Kreisen glaubte, daß er eine tiefe Volksbewegung nach sich ziehen werde, hat diese Folge bis jetzt nicht gezeitigt. Die Nachfolger des bulgarischen „Königmachers", die Herren Stoilow, Natschewitsch, Geschow haben bis jetzt die Ruhe im Fürstenthum so ziemlich aufrecht zu erhalten vermocht. Aber es gelang ihnen dies nur dadurch, daß sie ihre frühere Feindschaft gegen die russenfreundlichen Elemente im Lande in den Hintergrund drängten und so ein Plout in ihr Spiel brachten, welches Herrn Stambulow bis dahin stets gefehlt hatte. Mit anderen Worten, die Herrschaft des Fürsten Ferdinand von Bulgarien beginnt, sich auf Faktoren zu stützen, die bis dahin gegen ihn als einen fremden Eindringling in der Fronde geblieben waren. So sehr man sich nun auch anfänglich in Rußland bemüht gezeigt hatte, dem Koburger wegen seines Vorgehens gegen den in allen Petersburger Kreisen verhaßten Stambulow keinen Dank zu wissen, so sehr ist man doch auch nachgerade in der panslavistischen Welt Rußlands zur Ueberzeugung gelangt, sich dem Fürsten Ferdinand ohne Stambulow eher zu nähern als ihm gegenüber dieselbe Feindseligkeit zur Schau zu tragen, die man in den Herrschaftstagen des gefallenen Ministers bethätigt hat. Man hegt also die Hoffnung, über kurz oder lang jenes Terrain in Bulgarien wiederzugewinnen, das man seit dem letzten Regierungsjahre des Battenbergers so schmählich eingebüßt,

Pariser Winkeltheater.

(Von unserem Korrespondenten.)

Paris, 7. Juni.

Phryne, die, aller Hüllen, entkleidet vor versammelter Volksmenge ins Meer steigt, ein ernster Vorwurf für die reine, hehre Kunst, wird im fin de siècle-hasten Paris zur Yvette, die im Tingeltangel zu Bett geht. Es handelt sich hier nicht um ein vereinzeltes Phänomen, wie es beispielsweise der „Petomane" war, sondern um die neueste Entwickelung der „dramatischen Kunst" im Seine-Babel, also um ein Verfallssymptom von charakteristischer Bedeutung. Der Pariser Zeitungsschreiber hat daher über die beiden neuesten Zugstücke der Singspielhallen zu berichten, trotzdem er bei dieser Gelegenheit Gegenstände erwähnen muß, deren Nennung unsere konventionelle Moral nicht billigt. Er erfüllt damit seinen Beruf als zeitgenössischer Beobachter, ohne daß man ihm den Vorwurf der Pikanterie oder des Mangels an Wohlanständigkeit machen dürfte. Es handelt sich nicht um Orgien, die sich in der Verborgenheit abspielen, sondern um offene Darstellungen in großen Theatern vom Range der Berliner Reichshallen oder des Wintergartens. Alle Welt spricht hier davon, und was noch schlimmer ist, alle Welt läuft sich die Beine ab, um einen Blick in die Toilettengeheimnisse einer Pariserin werfen zu können.

Doch zur Sache. Die Verdrängung der ernsten Theater durch Tingeltangel ist eine weitverbreitete Erscheinung, über die ich keine Worte mehr zu verlieren brauche. Wie ich an dieser Stelle aber schon einmal betonte, besteht in Paris außerdem noch die Tendenz, Kuplets, Charakterdarstellungen oder Tänze in den modernen Singspielhallen durch einfache Ausstellungen weiblicher Schönheiten zu ersetzen. Die Olero in ihren Tänzen und Gesängen habe ich gerechtfertigt gefunden, — man wird mich daher nicht allzu großer Pruderie ziehen, — die Vorführungen der beiden Mode-Cocotten Emilienne d'Alençon und Ybane de Pouzy dagegen beanstandet. Es scheint, daß diese „Fleischbeschau" erfindungsreichen Regisseuren von Modebühnen noch zu platonisch war. Sie haben sich auf die Suche nach neuen „Sensationen" gemacht, und Maxime Lisbonne, der alte Oberst der Kommune und jetzige Direktor des „Divan Japonais", hat das Ei des Columbus entdeckt. Madame Judic, die bekannte Pariser Chansonette, singt ein Lied: „Rath der Venus an die Pariserinnen", in dem die Göttin der Schönheit erklärt: „Die klassische Nudität ist abgethane Sache; folgt der Göttin Mode!" Den Rath scheint Lisbonne bedacht zu haben, als er den Plan zu seiner neuesten Pantomime: „Le coucher d'Yvette" ersann. Nicht durch Vorführung von Nuditäten will er seine Zuschauer kitzeln, sondern durch „verhüllte Nuditäten", was viel schlimmer ist. Sein Stück hat die einfachste Fabel von der Welt: er läßt eine hübsche, junge Frau Abends nach Hause kommen, sich entkleiden und zu Bett gehen. Das ist Alles, wenngleich der gedruckte Text noch einige Einzelheiten mehr erklärt. Yvette ist also seit einem Jahre verheirathet; sie hat ihren Mann, der eine achtundzwanzigtägige Reservistenübung durchmachen muß, zur Bahn gebracht und kehrt zum ersten Mal seit ihrer Hochzeit allein nach Hause zurück. Traurig gedenkt sie des Abwesenden, bedeckt sein Bild mit tausend Küssen und beginnt dann voller Nachdenklichkeit sich zu entkleiden. Der Mantel fällt, der Hut, die Taille, der Rock, die Unterröcke folgen ihm nach, bis sie in Corset und Beinkleidern dasteht, ein Hauskostüm, das ihr zuzusagen scheint, da sie in ihm in allen möglichen „plastischen Posen" — hockend, knieend, sitzend — einen Brief an ihren abwesenden Mann schreibt. Der Brief ist geschrieben, die Beinkleider fallen, die Strümpfe — sie steht jetzt im einfachen Battisthemd da, — dann kommt die Glanznummer: das Auswechseln des Taghemdes gegen das Nachthemd .... donnernde Beifallssalve im Saal. Yvette hängt sich einen Schlafrock um, klingelt ihrer Zofe, die etwas Ordnung in die wild herumgestreuten Kleidungsstücke zu bringen hat, während sie dem „cabinet de toilette" einen kurzen Besuch abstattet. Sie kehrt traurig zurück, sie sowohl als ihre Zofe ergehen sich in durchsichtigen Variationen über das bekannte Operettenthema: „Besser ist es doch, zu zwei zu sein", die Zofe löscht die Lampe aus, so daß das Schlafzimmer nur noch durch den Schimmer einer auf der Toilette stehenden Kerze erleuchtet wird. Yvette geht zu Bett, wälzt sich lange herum und ... löscht die Kerze aus: pechfinstere Nacht auf der Bühne und im Saal, wo das Publikum den „grand succès de jolie femme" mit donnerndem Applaus lohnt. Im Nachthemd erscheint Yvette nochmals an der Rampe, um sich dankend zu verbeugen; das Orchester, das die ganze Pantomime mit einer diskreten Musik begleitet hatte, stimmt den Zapfenstreich an und Alles geht befriedigt heim.

Das ist „Le coucher d'Yvette", das jeder Pariser, der etwas auf sich hält, gesehen haben muß. Der „Divan japonais" zählt nicht zu den großen Bühnen; es ist nur ein kleines Vorstadt-Theater, halbwegs die Höhe des Montmartre hinauf, die von der Sacré-Coeur-Kirche beherrscht wird, aber es gilt trotzdem als fashionabler Ort, weil die Mode dort manche ihrer Lieblinge entdeckt hat. Yvette Gilbert, die unvergleichliche Yvette, die Sarah Bernhardt der Chansonetten, hat beispielsweise im „Divan Japonais" debutirt. Kein Wunder daher, daß Lisbonne's neues Zugstück sofort Nachahmer fand. Auf allen möglichen Bühnen geht Yvette jetzt zu Bett; außerdem hat sie im „Lever d'une Parisienne" sofort eine Ergänzung gefunden. „Das Aufstehen einer Pariserin", die Pantomime, die zuerst im „Théâtre des Décadents", ebenfalls in Montmartre, gegeben wurde, um dann nach den „Folies-Bergères", dem ersten Pariser Spezialitätentheater, überzusiedeln, ist nichts weiter als die Umkehrung der Handlung. Die Pariserin hat die Nacht allein zugebracht, weil ihr Mann auf Reisen ist; sie wird von ihrer Zofe geweckt, sie legt sich die Karten, kleidet sich an, ebenfalls mit der Hauptnummer: das Auswechseln des Nachthemdes gegen das Taghemd, probirt neue Hüte an, und wird schließlich, als sie gerade mit der Toilette fertig geworden ist, von ihrem heimgekehrten Mann überrascht. Bei Lisbonne ist die Darstellerin eine kleine „professional beauty", an denen der Montmartre keinen Mangel leidet, in den „Folies-Bergères" zeigt sich dagegen eine recht häßliche Mode-Cocotte Madame de Presles, deren einziges Verdienst große Geschicklichkeit im Rupfen alter und junger Gimpel sein soll. Kenner erklären außerdem die Darstellung bei Lisbonne für „geistvoller", als diejenige der Boulevardbühne, weil nach allen Regeln der dramatischen Kunst bei Yvette das Interesse mit jeder Hülle, die fällt, steigt, während die „Pariserin" immer uninteressanter wird, je weiter ihre Toilette fortschreitet. Dagegen ist das Empire-Schlafzimmer in den „Folies-Bergères" tadellos, ebenso die spitzenbesetzten Unterkleider, während bei Lisbonne die ganze Ausstattung mehr an das „maison meublée" erinnert. Doch alles dies sind Spezialfragen, mit deren Erörterung wir uns hier nicht befassen wollen. Es war uns nur darum zu thun, eine Entwickelung des Pariser Geschmacks oder besser gesagt, der Pariser Geschmacklosigkeit zu signalisiren. Wie diese Entwickelung weiter gehen soll, nachdem man nicht einmal mehr das eheliche Schlafgemach respektirt, daran wage ich nicht einmal zu denken.